

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 7 (1903-1904)
Heft: 3

Artikel: Pläuderli : die Geschichte eines jungen Lebens [Fortsetzung folgt]
Autor: Juchler, M.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-662311>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

haltigen und Achtung gebietenden Ausdruck verschaffen könnte, wie das Mommsen vielfach, uns allen erinnerlich, getan hat. Die Macht der Persönlichkeit ist durch nichts anderes zu ersetzen; seine mutige, rücksichtslos sich äußernde Gelehrtennatur hat kaum ihresgleichen. 1852—53 wirkte er als Professor der Geschichte in Zürich. Aus dieser Zeit datiert sein Helvetisches Inschriftenwerk. Sein Hauptwerk, „Die Römische Geschichte“, war epochemachend durch die Kühnheit der Ideen, die vor keinen Überlieferungen aus Pietät Halt machte.

Pländerli.

Die Geschichte eines jungen Lebens. Von M. Zuchler, Gerisau.

So fanden wir Kinder den Pländerli fast Tag für Tag am Rade sitzen. Ohne uns genaue Rechenschaft geben zu können über die ganze Schwere seines Unglücks, empfanden wir doch inniges Mitleid mit dem nun bald zwanzigjährigen Jungen.

Wir überlegten auch gemeinsam, wie wir ihm wohl eine kleine Freude machen könnten, und wurden einig, ihm allemal im Vorbeigehen, ohne daß es der alte Klaus bemerkte, eine unserer gemauften Birnen zuzustecken. Das war nun freilich wenig genug und billig dazu, und doch vergesse ich nie den freudig erstaunten Blick, als Max ihm zum ersten Mal eine Birne zuwarf. Als ich am vierten Tag an die Reihe kam, war ich so verwirrt und beschämt über mein einfaches Almosen, daß die Birne meiner Hand entfiel. Er bückte sich danach und wurde rot, sah mich aber so lieb und glücklich an, daß ich mich schon aufs nächste Mal freute, wenn ich wieder an der Reihe wäre. Eines Tages lagen aber keine Birnen und Äpfel mehr an unserm Weg und wir mußten beschämt, mit leeren Händen, an Fritz vorbeigehen. Er hatte es gleich erraten und nickte uns nur um so freundlicher zu.

Am folgenden Morgen fanden wir Hermann über einem mit Obst gefüllten Cigarrenkistchen beschäftigt. Max sah ihm über die Schulter und rief: „Du Hamster, du Geizhals! Das alles hast du auf die Seite geschafft, um zu schmározgen, wenn wir andern nichts mehr haben? O, du abscheulicher Heimlituck!“

Über und über rot vor Zorn schrie nun Hermann: „Das ist gar nicht für mich — aber auch nicht für euch. Es ist nur für ihn.“ Gleich darauf strömte er den Schmerz über seine verkannte Mildtätigkeit in reichlichen Tränen aus. Nun wußten wir alles.

Er hatte sich alle Tage die schönsten Früchte am Munde abgespart, um jetzt, wo die Quelle versiegen würde, seine Gaben an den armen Pländerli noch fortsetzen zu können. Wir staunten alle ob seiner klugen, feinfühlenden Enthaltksamkeit.

„Das hab ich ja nicht gewußt, Hem, mußt nicht gleich so böse sein,“ suchte Max einzulenken. „Sieh nur, ich hab' auch etwas für ihn.“ Und er zog

eine Apfelsine, die ihm ein Mitschüler geschenkt, aus dem Hosentack. Wir Schwestern waren nun sehr verblüfft, denn kurz vorher hatte Max uns die Apfelsine gezeigt mit dem Versprechen, sie mit uns teilen zu wollen. In Anbetracht des Empfängers aber wagten wir keine Gegenrede und verzichteten großmütig auf den seltenen Genuß. Nur das kleine Lenchen, das mit seinen vier Jahren nichts von unserm Projekt verstand, sprang weinend zur Mutter und verklagte den Bruder, der ihr nichts vom goldenen Apfel geben wolle. Wir wurden zur Rede gestellt und erzählten nun die ganze traurige Geschichte von unserm Schützling.

Mitten in der Nacht wachte ich auf. Im Schlafzimmer der Eltern, das mit dem unsern durch eine offene Thür verbunden war, brannte ein Licht. Dieses wohlige Erwachen im warmen Bettchen mit dem Gefühl der Sicherheit, hervorgerufen durch die Nähe der Eltern, sowie das Behagen eines fast bewußten Wiedereinschlafens beim heimeligen, matten Lichtschein, erregte in mir immer eine traumselige Glücksempfindung.

Selten achtete ich auf das Gespräch der mir vertrauten Stimmen. Aber heute wurde ich aufmerksam, als ich meine Mutter fragen hörte: „Glaubst du wirklich, der Vater wird einwilligen? Und der Sohn selber?“

Worauf mein Vater: „Gewiß wird Fritz wollen, und er soll ein tüchtiger Förster werden, das ist meine Sache. Aber mit dem alten Filz werde ich einen schweren Stand haben. Ich ärgere mich und mache mir Vorwürfe, daß ich mich nicht schon früher für den armen Jungen verwendet und ihn seinem Beiniger entrißen habe.“

Fast hätte ich laut aufgejubelt, als ich den Zusammenhang des Gesprächs erriet. Daß der Pläuderli von dem verhassten Rad, von dem fluchenden Vater erlöst werden sollte, kam mir fast wie ein Märchen vor, gerade wie die Geschichte Josephs, als er aus dem Gefängnis an den Thron Pharaos gezogen wurde. Glückselig schlief ich wieder ein.

Am Mittagstisch erzählte dann der Vater uns Kindern, daß er einen neuen Forstlehrling habe, den Seilerfritz. Diese Nachricht weckte in uns allen lauten Jubel und eine sonntäglich frohe Glücksstimmung. Wir besprachen auf unserm heutigen Schulweg nur noch das frohe Ereignis und stellten uns lebhaft die seltsame Tatsache vor, daß der Pläuderli nun doch noch ein rechter Mann werden könne.

Mit wie viel Opfern, mit welchen Quälereien und Grausamkeiten der Arme seinen neuen Beruf erst dem Vater abringen mußte, zeigten uns die blutunterlaufenen Stellen in seinem Gesicht. Wir hätten so gern ihn angelacht und angeredet, unterließen es aber aus Furcht vor dem nahen Vater, und Fritz selber, als ob er sich seines Aussehens schämte, wandte sich erglühend zur Seite.

Nun brach für uns Kinder eine Zeit freudiger Erregung an, denn in unserm stillen, weltabgeschiedenen Heim begrüßten wir jubelnd auch das kleinste

Welchen Veränderung mit seinem prifelnden, in Nichts zerplatzenden Schaum. Der Vater hatte, um den Widerstand des alten Seilers eher zu besiegen, ihm versprochen, für die Aussteuer des Sohnes zu sorgen. Nun feuerte die Aussicht, etwas wenigens dazu beizutragen, unsere Kinderkräfte zu ungeahnten Leistungen an. Die tägliche Strickaufgabe, nach deren widerwilliger Abwicklung wir jedesmal erleichtert aufatmeten, schien uns auf einmal zum Vergnügen zu werden, weil wir für den Pläuderli Strümpfe stricken durften. Max bastelte in seinen schulfreien Stunden mit Pappe und buntem Papier, und brachte schließlich glorios eine artige Schachtel, Toilettekasten nannte er sie, zum Vorschein. Hermann opferte stolz ein noch ungebrauchtes Notizbuch, das ihm für sein eigenes, schmales Bedürfen zu schade geschienen. Martha säumte fleißig Taschentücher, und ich wühlte unter meinen heimlichen Schätzen, ohne etwas Besseres zu finden als ein Buchzeichen, ein schwarzgoldenes Flechtwerk in Kreuzform, das mir sehr wertvoll schien.

„Was willst du mit dem Buchzeichen?“ fragte mich die superkluge Martha. „Du weißt ja gar nicht, ob er lesen kann.“

„Freilich kann er lesen,“ sagte Hermann, „aber etwas anderes weiß ich, das er nicht kann — reden kann er nicht.“

Da sahen wir uns alle ganz verduzt an, denn es kam uns auf einmal in Erinnerung, daß wir noch nie ein lautes Wort aus seinem Munde gehört hatten.

„Er spricht doch aber immer mit sich selber,“ wagte ich richtig zu stellen.

„Pläuderlen ist noch lange nicht reden; gewiß kann er nicht reden wie andere Leute.“

Dieser bestimmte ausgesprochenen Meinung Hermanns trat nun Max tröstlich entgegen: „Laßt euch doch nicht anschwindeln. Wenn einer leis reden kann, kann er's ebenso gut laut. Sagt ihm nur nicht immer so zimperlich Guten Tag, wenn er zu uns kommt; dann weiß er gleich, daß man bei uns schon laut reden darf.“

Diese Mahnung nahm ich mir denn auch zu Herzen, und als er das erstemal bei uns eintrat, streckte ich ihm vertrauensvoll die Hand entgegen und begrüßte ihn, als ob er schwerhörig wäre. Gewiß aber lag unserm Kindergruß das stumme Gelöbniß eingeschlossen, dem armen Pläuderli nach unserm Vermögen zu einem neuen, glücklichen Leben zu verhelfen.

„Kleider machen Leute,“ sagt das Sprüchwort, und bei vielen hat es recht. Gerade solche Menschen schwören am meisten darauf, die sonst gar nichts in und an sich haben, aus dem etwas zu machen wäre.

Auch beim Pläuderli schien diese Leutemacherei auf den ersten Blick zutreffen. Von meinem Vater hatte er eine ältere, noch gute Kleidung bekommen, die ihm wie angegossen saß. Bisher sein Äußeres total vernachlässigend, war nun der junge Bursche, zum erstenmal gründlich gewaschen und gebürstet, in flotter Försterjoppe mit grünen Aufschlägen kaum mehr wieder zu erkennen. Diese offenbare Verwandlung brachte uns Kinder fast ganz aus der Fassung. Der Spitzname Pläuderli war uns so sehr in Fleisch und Blut übergegangen,

daß wir umsonst nach der richtigen Anrede suchten bei unserm Morgengruß. Nur Hermann hatte so viel Geistesgegenwart, ein deutliches „Guten Tag, Herr Frik“ herauszubringen. Der also Angeredete lächelte mit dem ganzen Gesicht und meinte errötend; „Sagt mir doch lieber nur Frik“.

„Ach, er kann also doch laut reden“, dachte ich, wie erlöst von meiner heimlichen Angst. „Und wir dürfen ihm Frik sagen; o, nun wird es lustig!“ So jubelte mein genügsames Kinderherz, während ich unserm neuen, großen Kameraden zum Fenster hinaus nachsah, wie er, den Mestisch über den Schultern und eine Mappe unterm Arm, neben dem Vater rüstig dem Walde zuschritt. „Wenn nur schon Ferien wären! Dann dürfen wir Kinder auch mitgehen, und der Frik muß uns Kutten schneiden und Räuberlis mit uns spielen.“

Die ersehnten Ferien kamen, nur das geträumte, idyllische Waldleben nicht. Unser Vater hatte einen Forstkurs ausgeschrieben, zu dem sich zwanzig bis dreißig Teilnehmer meldeten. Eines schönen Morgens stand vor unserem Hause die ganze Schar dieser Lernbegierigen, jungen Leute aus meistens ländlichen Verhältnissen, mit bartlosen, teils intelligenten, teils schüchtern gutmütigen Gesichtern. Der Vater öffnete ihnen zu ebener Erde ein geräumiges Lokal mit hohen Bogenfenstern und vier Bankreihen vor ein paar alten Tischen. An den Wänden hiengen kolorierte, forstwissenschaftliche Tafeln; der Boden war vor Alter elastisch und wies in der Mitte eine immer mehr um sich greifende Vertiefung.

In diesem Raume saßen nun die großen Schüler unseres Vaters, und während wir droben im Wohnzimmer unsere Strickaufgabe zu bewältigen suchten, hörten wir von unten herauf seine ruhige, aber durchdringende Stimme.

„Die armen Burschen!“ unterbrach Max die Stille, „wir haben Ferien und sie müssen dafür jetzt in die Schule.“

„Schöne Ferien,“ murrte Hermann, „wenn man den ganzen Vormittag am Tagebuch schreiben muß.“

„Oder eine ganze Ferse mit dreißig Maschen auf der Nadel stricken soll!“ sekundierte Martha.

Wie gewöhnlich schwieg ich still, denn meine Gedanken giengen nicht so rasch.

„Ihr müßt nur recht wollen, dann seid Ihr ebenso geschwind fertig wie ich,“ sagte Max, der die Hälfte des Tisches mit seiner Buchbinderei in Anspruch nahm.

„Wenn wir nur heut' nachmittag mit in den Wald dürften“, fand ich nun endlich das Wort, dem alle beistimmten, und ich als die Kleinste wurde auerforen, den Vater darum zu bitten.

Nach dem Mittagessen kamen wieder die großen Schüler angetrottet; als der letzte von ihnen Frik, mit vom Laufen gerötetem Gesicht. Wir standen auf der Terrasse und sahen zu, wie die jungen Leute auf des Vaters Kommando das Werkgeschirr aus der Ecke des Lehrsaals holten, auf die kräftigen

Schultern legten und sich vor dem Hause zum Zuge gruppierten. All' das ging unter Vaters strenger Leitung ganz militärisch zu und nach den Verweisen am ersten Tag lief diese Instruktion später „wie am Schnürchen“, wie Fritz sagte.

Als der Vater „Vorwärts, Marsch“ kommandierte, schoben mich die Brüder vor, um die gemeinsame Bitte vorzubringen. Aber angesichts der vielen Männer kam meine gewohnte Schüchternheit über mich und ich verkroch mich feige.

„O, du dummes Ding!“ hörte ich meine Geschwister hinter mir her.

Ich hatte ihr Vertrauen als wirksam unbefangene Interpretin ihrer Wünsche verscherzt und ergab mich schuldbewußt in die Rolle der Unbrauchbarkeit. Aber der Vater mußte unsern Wunsch damals erraten haben, denn folgenden Mittags sagte er: „Wollt ihr heute mit in den Wald kommen, Kinder? Ich habe zwar diesmal keine Zeit, mich mit euch abzugeben, aber Fritz wird dafür euer Begleiter sein.“

Wir sandten strahlende, fragende Blicke nach Fritz und begegneten einem verständnisvollen Leuchten in seinen guten, braunen Augen. Die Mutter füllte uns ein Körbchen mit Äpfeln und rohen Kartoffeln, und dann schlossen wir uns dem im Taktschritt voranschreitenden Zuge an. Unsere kleinen Füße konnten aber kaum mithalten. Bald suchten wir Mädchens Fritzens große Hand, während die Buben den ganzen Zug umkreisten wie junge Windhunde.

Schon auf dem kurzen, heißen Weg durch die Felder fing das Vergnügen an. Der Roggen schoß just in die Halme und ragte bereits über unsre Köpfe hinaus. Nun ließen Martha und ich Fritzens Hand los und suchten den schmalen, alten Fußweg, der neben dem breiten herlief. Dort waren wir von dem Halmenmeer wie von einer grünen, lebendigen Mauer eingeschlossen. Nur wenn wir die Arme ausstreckten und das weiche Roggengrün darunter durchschlüpfen ließen, sahen wir ganz nahe Fritzens nach uns gewandten Kopf und weiter vorn die im Takt auf- und abwogende Hutreihe der Forstschüler und ihre in der Sonne blinkenden Schaufeln und Hacken. Weißglänzende Milchsterne guckten verführerisch aus dem Halmenboden hervor, und bald hatte ich eine Handvoll gepflückt.

Dort, wo sich der Weg zwischen hohen Wiesenborden eingrub, wateten wir im tiefen Sand. Der war so fein und weich, daß man die Füße mit den niedern Schuhen ganz darin verstecken konnte. und wenn man recht fest hineinstampfte, gab es sogar kleine Sandwolken.

Jetzt ging's bergauf, erquickendem Waldschatten entgegen. Die jungen Leute stimmten an „Im Wald und auf der Haide“ und als Fritz das „Tralala“ erst schüchtern und rauh auch herauszubringen suchte, fielen auch wir ein, mit unseren hohen Stimmchen den markigen Männergesang oft durchbrechend, wie vereinzelte Sonnenstrahlen das Tannendickicht.

Aber nicht lang, so klagten wir Mädchen über schmerzende Füße. Fritz hieß uns auf das Wegbord sitzen, und dann zog er uns eins ums andere die

Schühchen ab und entledigte sie des ergiebigen Inhalts an Sand und Steinchen, den wir uns drunten im molligen Sandbad geholt. Durch diesen ersten, richtig ausgeführten Rindsmädchendienst befestigte er sich vollends in unserer Achtung, und fortan trauten wir ihm das Geschick für alles zu, dessen Ausführung uns selbst zu schwierig schien.

Als wir an dem bezeichneten Arbeitsfeld anlangten, war schon alles in Tätigkeit. Die von späten Maisfrösten vernichteten Buchenfinder einer Baumschule mußten ersetzt werden und nun sahen wir mit Interesse zu, wie der Vater den ihn aufmerksam Umstehenden die Handgriffe des Baumversehens beibrachte. Sowie die erste Lernbegier befriedigt war, appellierten wir an das väterliche Versprechen, ein Feuer machen zu dürfen, und es wurde uns in der Nähe ein Platz angewiesen.

„Jetzt wollen wir Räuberles spielen“, sagten wir fast wie aus einem Munde, nachdem wir die im Feuer gebackenen Kartoffeln unserm Leckermäulchen zugeführt hatten. Die Rollen waren bald verteilt. Fritz überband das ihm zuge dachte Amt eines Räuberhauptmanns Max, dem noch Hermann und Martha, letztere als Räuberfrau, beige stellt wurden, während ich mit Fritz als Landjäger den Wald nach den Flüchtigen durchpirschen sollte. Vorerst machten wir aber nach ohne Hintergedanken bei unserm Vater Halt, der sich mit den Schülern am Waldbrand zum Abendtrunk gelagert hatte.

„Nun Kinder, wie geht's?“ fragte er in seiner gewohnten, freundlichen Art.

„O, es ist heiß und wir haben furchtbar Durst“, sagten wir, und unsere erhitzten Gesichter ergänzten das unausgesprochene Verlangen nach einem Trunk. Der Vater reichte uns sein Glas mit der Mahnung: „aber hübsch vernünftig und bescheiden.“

Mich schüttelte der ungewohnte Genuß; ich hatte nur genippt und der Durst quälte mich weiter. Fritz hieß mich nun in der Nähe stehen bleiben und warten, bis er die Räuber, die sich unterdessen versteckt hatten, gefunden habe. Auf diesem Posten hatte mich ein unterhaltendes Schauspiel vollständig gefesselt.

Unter den jungen Leuten kurzierte ein großer Humpen, der von Hand zu Hand ging und aus einem kleinen Fäßchen wieder nachgefüllt wurde. Dieses Schmazen der dürstenden Lippen, jede Schluckbewegung des emporgestreckten Halses verfolgte ich, selbst gepeinigt von unerträglichem Durst, mit begehrliehen Blicken.

(Fortsetzung folgt.)

Bücherchau.

Als Festgeschenke für Erwachsene eignen sich aus der neuesten uns vorliegenden schweizerischen Literatur: (Ausführliche Besprechung vorbehalten.)

Reise einer Schweizerin um die Welt, von Cäcilie von Rodt. Volkstümliches Prachtwerk mit 700 Illustrationen, — Vorwort von Nationalrat Dr. A. Gobat.